

(Nachdruck verboten.)

92]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Hannes litt nicht, daß die Fränz etwas heimlich bei Seite brachte — nicht einmal das Waffeleisen, worin die Mutter selig früher so leckere Waffeln gebacken — aber blieb stehen und liegen, wie es war, bis der Taxator kam, der die besten Stücke abschätzte, auf die der Gerichtsvollzieher dann sein Siegel drückte. Den Plunder durften sie behalten.

Und jetzt aus dem Haus heraus, so rasch wie möglich!

Wohl war ihm noch eine Frist vergönnt — aber Hannes wollte die Frist nicht ausnutzen. Wozu auch — den Schmerz verlängern?! Nein — ritsch, ritsch, abgeschnitten! Aber wohin — wohin? Ins Dorf —? Nein, dann lieber gleich ins Maar! Darin gab Fränz dem Vater recht. Aber wohin sonst, überall waren Menschen und überall war's zu teuer.

Da dämmerte es dem Unglücklichen in einer kohlschwarzen Nacht — war da nicht der Abbau, ganz hinten in der Schlucht, wo kein Mensch wohnen wollte? Er sah das graue Nest am grauen Hang, er sah die windstiefen Läden, die Bank, auf die sich das Unglück zu schwer gesetzt — da gehörte er jetzt hin. Er empfand's wie Befreiung von einem unenträglichem Druck — dort würde er einsam sein. Er schickte die Fränz deswegen fragen — viel kosten würde das Stückchen ja wohl nicht, ob sie's leer stehen ließen und ganz verfallen, ließen sie's wohl ab um ein Lumpengeld. Dazu würde das Bißchen, das ihm blieb, und seine paar Groschen Weinbergspacht schon am Ende noch langen.

Die Fränz trieb sich hin und her zwischen Blechhausen und Maarfelden, keine Gemeinde war sich über ihr Eigentumsrecht am Abbau klar. Zuletzt einigte man sich, der Müllerhannes sollte es kriegen, das Hänschen, das Stückchen Acker, das Stückchen Wiesenland und die zwei Pflaumenbäume. Das Kaufgeld war nicht einmal ganz unbeträchtlich, da zwei Gemeinden daran partizipierten.

Es war kein Schlüssel aufzutreiben gewesen, da hatte sich die Fränz mit all ihrer jugendlichen Kraft gegen die Thür geworfen und die gesprengt. Aber entsetzt fuhr sie zurück — hier, so sollte sie hausen? Der Vater sah's ja nimmer recht, die Großmutter war alt — aber sie, sie?!

Huh, die dunkle Höhle! Die Spinnen hatten ihre Netze drin gewoben seit Jahren ungestört; nach Moder roch's, und der Schutt, der von den Wänden gefallen, lag kniehoch. Der Estrich war voller Gruben, die das Wasser aufgesammelt, das der Himmel durchs halb abgedeckte Dach hineingeschüttet. Ein Ställchen war gleich neben der einzigen Stube — wilde Kaninchen hatten sich von außen einen Gang hineingegraben und fleißig drin gehecht. Allerlei Ungeziefer, Kletterasseln und schwarze Käfer räumten über den Estrich und an der Decke, den schiefen Balken angeschmiegt, hingen Fledermäuse; da waren Lufen und Löcher genug, durch die sie Ein- und Ausflug genommen.

Als Fränz die Leiterstiege zum kleinen Boden hinauf-tappte, fuhr ihr ein aufgeschreckter Klaus entgegen, fast in's Gesicht. Da taumelte sie zurück mit einem Schrei, zum Hause hinaus; verzweifelt sah sie sich um — da lag der verrottete Acker, Distel und Dornen umschlossen ihn als Hecke, an den zwei Pflaumenbäumen wehten langen Bärte von dürrgrauem Hungermoos, das Wiesenland war versäuert durch langes Schilfgras, und dort, in der Rindenröhre der rohgefäzten Quelle, hockten schwarze, gelbgeputzte Molche.

In Schluchzen ausbrechend tauerte sich das Mädchen neben der zusammengebrochenen Bank an der Hauswand nieder und legte ihr behrängtes Gesicht auf die Knie.

Woran sie nie gedacht die zwanzig Jahre ihres Daseins, was ihr eine Unmöglichkeit erschienen all ihr Leben, worüber sie die Nase gerimpft bei andern, das dünkte ihr jetzt noch besser, als hier zu hausen. Wie ein Blitz war ihr der Gedanke gekommen: hier konnte sie nicht daheim bleiben, hier nicht ihre Jugend begraben, es half nichts — in verzweifeltstem Schluchzen ausbrechend, biß sie die Zähne aufeinander — sie, sie, des Müllerhannes Tochter, mußte in Dienst! Huh, sie

sollte gehorchen, wenn einer kommandierte — sprach der Bauer: „Geh de Nimmeln behaden!“ mußte sie hinaus aufs Feld — schrie die Bäuerin: „Wit, wit, faul Mensch, hol' Wasser, mell' die Küh!“ mußte sie eilen. Die heiße Scham stieg ihr zu Kopf, immer tiefer, tiefer duckte sie den festen Nacken; das Herz bebte ihr, verzweifelt rang sie die Hände: nein, nicht dienen —! Alles in ihr schrie dagegen; aber da sah sie sich nochmals um — das erbärmliche Hüttchen grinst sie an mit seiner einzigen leeren Fensterhöhle und schauernd zog sie ihre Röcke enger um sich.

Es war nun abgemachte Sache, der Müllerhannes zog in das Siechenhäuschen. Die Leute hatten viel zu reden, die einen sprachen bedauernd, die andern zuckten die Achseln; aufrichtiges Mitleid fand die Großmutter, die nun auf ihre alten Tage noch so ins Elend wandern mußte. Es kamen viele Weiber aus dem Dorf sie besuchen und steckten ihr allerhand zu. Aber als Müllerhannes ihrer ein paar fand, wie sie in der öden Mahlstube herumgafften, sich gegenseitig anstießen und sich die leeren Gänge wiesen, ging's ihnen nicht besser, wie dem Abgesandten der beiden Müller.

Der Nero, trotz seines Alters noch bissig, mußte jetzt immer draußen um die Mühle die Rinde machen, daß sich keiner nahe ohne Geheiß.

Die milden Regungen, die in Hannes lezhin sich gerührt, waren verschwunden. Wie jetzt Stück für Stück seiner Habseligkeiten versiegelt worden, so war auch nach und nach Stück für Stück von ihm dahingegangen. Er fühlte das: der Frohsinn und das lustige Lachen, die Gutherzigkeit und die offene Hand, das leben und leben lassen, das Vertrauen auf Treu und Glauben und noch so manches andre, alles hin — nur der Stolz war geblieben. Und den sollte ihm keiner rauben, er beschwor sich. Aus dem Haus wollte er gehen, den Kopf oben — ein Bettler war er noch nicht — — he, wer lachte da?!

Hannes hatte allein gefessen in der Stube; draußen packte die Fränz zusammen, was mitzunehmen war, auch die Großmutter war nicht drin, sie wärmte sich mitten im Sommer an der noch rauchenden Asche des Küchenherdes. Wer hatte gelacht — wer?! War er's selber gewesen?!

Sich mühsam vom Schemel erhebend, tappte der Mann, schwerfällig mit der Hand sich die Wände entlang fühlend, in der Stube umher. Draußen mußte ein Gewitter aufziehen, er fühlte die lähmende Schwüle in allen Gliedern — aber auf, nicht gezögert, morgen war der Tag, an dem sie ausgehen wollten ins gelobte Land!

„Haha — hoho — hoch, wieder das Lachen! Es überließ ihn ein Beben und er faßte sich nach dem Kopf. Zum Berrücktworden wär's schon oder zum Aufhängen! Aber nein, den Skandal that er sich und seinem Alten nicht an! Das wär' wohl ein Plaisir für den Laufeld, wenn den drei Kreuz schlägen könnt': Gott bewahr, gar noch in Sünden ist der abgefahren, der bankerotte Lump! Nein, den Triumph sollte der nicht haben, der Kalmäuser oben zu Manderscheid mit seinem Augenverdrehen und seiner Drahtkommob'. Ha, was der sich wohl geärgert haben mußte, als er's erfahren, daß der Müllerhannes sich auch ein Klavierchen angeschafft. Und ein viel schöneres noch! Das war was für's Nichtentgegenkommen dazumal, Martini beim Auszahlungstag. Hatte der sterkl gedacht, ihn von oben herab zu behandeln. Dlau, verspielt! Thaler hatte der Müllerhannes regnen lassen zu Manderscheid — ei, wie hatten doch die Kinder gesungen auf der Gass'?

Heiliger Sankt Märtes,
Mit den sieben Kerze,
Flieg zu einem reichen Mann,
Bring mir einen Thaler dann,
Mir einen — Dir einen,
Den frechen Kindern gar keinen!

Das war ein schöner Tag gewesen, ein herrlicher Tag —! Und wenn er auch jetzt keinen Groschen mehr im Sad hatte, die Thaler reuten ihn nicht. Und ein herrlicher Tag war's auch, als er dem Laufeld gegenüberstand, mitten im großen Simowald, so allein mit dem, als wär' die Welt gestorben. Haha, den juckte der Buckel wohl heute noch! Und wenn er auch dafür hatte brummen müssen zu Trier, die Prügel reuten

Ihn nicht — nein, gar nicht! Und wenn der Laufeld jetzt angefahren käm', vier lang, wie der König, dann würde er in seiner Hausthür stehen, recht brütbeinig, ausspucken rechts, ausspucken links und die Klappe nicht herunterhau, er, der Müllerhannes. Plötzlich zusammensinkend, stieß der Träumende einen tiefen Seufzer aus — ach, die Mühle war ja nicht mehr sein!

Zusammenbrechend fiel er übers Klavierbän her und umklammerte es mit beiden Armen. Auch das ging hin, auch das ging hin, hin, wie die die Mühle, hin wie alles, auf was er stolz war. — — — Nein, es könnte ja nicht sein, es durfte ja nicht sein, es war ja nur ein böser Traum, der ihn schreckte. Mit zitternden Händen tastete er über den Klavierbedel, aufreihen wollte er ihn, auf die Tasten schlagen, daß er's merkte, die waren sein. Aber da — seine Finger fühlten das geirrtliche Siegel — ja es war Wirklichkeit, wahrhaftig kein Traum! Alles abgepfändert — — — ach, sein Klavierchen, auf dem die Franz nie spielen gelernt, aber doch sein Klavierchen! Er warf sich noch einmal drüber hin, und Thränen, wie er sie so heiß noch nie in seinem Leben vergossen, strömten auf die verstaubte Politur. —

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Unter der Firma „Hurra-Heil-Institut für kranke Wähler“ haben soeben die außerhalb der ärztlichen Wissenschaft rühmlichst bekannten Herren Kröcher, Kardorff, Spahn, Bagem, Trimbom, Bassermaun, Paasche, Ahlwardt, Stöder und Eugen Richter ein Engros-Geschäft für Volksgesundheit ins Leben gerufen, das bestimmt ist, nicht nur eine tiefempfundene Lücke im Dasein des Deutschen Reiches auszufüllen, sondern auch durch seine neuzeitlichen Einrichtungen die gesamte Konkurrenz weit zu überflügeln. Die Organisation des Betriebes sowie die Leitung der Geschäfte hat der auf diesem Gebiete bereits seit Jahren hervorragend bewährte Herr Kardentötter übernommen, der von London aus den Versand der Heilmittel besorgt. Die Kur — ohne Berufsstörung — ist durchweg brieflich oder geschieht durch Flugblätter, Broschüren und vorzugsweise durch Inserate im redaktionellen Teil der Tagespresse. Selbst veralteter Socialismus und unheilbare Menschengeschlechtsleiden werden in wenigen Tagen gründlich kuriert. Die Gesellschaft übernimmt volle Garantie, daß ihre Medikamente absolut frei sind von wissenschaftlichen Giften. Dafür verlangt sie ihrerseits volles, unbedingtes Vertrauen, weil sonst die Heilung gestört, verlangsamt oder gar verhindert wird.

Im allgemeinen ist die vorzügliche Methode Kardentötters übernommen worden. Nur hat man den Umfang des Geschäfts bedeutend vergrößert und die Specialitäten erheblich vermehrt. So hat man mit Recht erkannt, daß die bisherige Methode, die Medikamente in einer Badewanne anzufertigen, unzulänglich und anföhlig ist. Natürlich ist es nicht die Badewanne an sich, die verwerflich ist, nur kann die bezweckte Heilwirkung nicht durch eine Wanne erzielt werden, die erst vor wenigen Jahren von einer Berliner Fabrik künstlich hergestellt worden ist. Badewannen, die wirken sollten, müssen gleichsam aus der Volksseele selbst und der Arzseiten Mutter Schoß geboren werden, nur so wohnt ihnen die Ehrwürdigkeit bei, die Vorbedingung der Heilung ist. Die Medikamente der neuen Gesellschaft werden also durchweg in Wannen gemischt, die mindestens 15 Jahrhunderte alt sind und in denen sich schon unzählige Generationen von irdischer Unreinigkeit himmlisch sauber gebadet haben.

Schon am ersten Tage seines Betriebes war das „Hurra-Heil-Institut für kranke Wähler“ in der Lage, Tausende von begeisterten Dankschreiben in seinem Archiv zu sammeln. Es ist mir vergönnt worden, einen Einblick in diese schönen Urkunden menschlicher Dankbarkeit und weiser Einsicht zu nehmen und ich kann auf Grund sorgfältiger Prüfung nur jedemann den wohlverdienten Rat geben, das genannte Institut zu Rat zu ziehen. Der Erfolg ist unglaublich, überraschend, zauberhaft. Man überwinde die falsche Scham und wende sich vertrauensvoll an das „Hurra-Heil-Institut für kranke Wähler“ — Geschäftsstelle: London.

Wer etwa noch Zweifel hegt, den mögen die folgenden wenigen Dankschreiben überzeugen, die ich aus der unübersehbaren Fülle herausgreife:

I.

Hochverehrter Herr Kardentötter! Wie soll ich Ihnen danken! Sie haben mir mein Lebensglück wiedergegeben, nachdem ich mich bereits wochen-, monatelang am Rande der Verzweiflung befunden habe. Ich war früher gesund wie ein Fisch im Wasser. Da trieb mich ein übel belohntes Pflichtgefühl, die Strömungen der Zeit an der Quelle zu erforschen und ich begab mich in eine socialdemokratische Volkssammlung. Ich will nicht leugnen, daß mich die Sache lebhaft interessierte. Als ich aber ahnungslos wieder auf der Straße war, überfiel mich plötzlich ein fürchterliches Herzklopfen. Ich zitterte am ganzen Leibe und

hatte kalten Schweiß auf der Stirn. Besonders entsetzlich aber war die graufige Leere im Gemüt. Als ich mir meines Zustandes endlich bewußt wurde, erkannte ich schauernd, daß ich plötzlich das — monarchische Gefühl bis zum letzten Rest verloren hatte. Sie können sich den ganzen Jammer meines Glucks denken. Ich bin dann bei tausend Ärzten gewesen. Jeder empfahl mir ein anderes Mittel. Keines half. Ich war dem Wahnsinn nahe und konnte meinen Beruf nicht mehr nachgehen. Endlich kam ich zu Ihnen. Sie erkannten sofort mit bewundernswürdigem Scharfsinn die Ursache meines schrecklichen Übels: In jener Versammlung war über der Rednertribüne eine rote Fahne angebracht! Sie sandten mir dann ihre schwarz-weiß-roten Kompressen. Schon nach wenigen Stunden, während deren ich die feuchten Kompressen auf Stirn, Herz und Magen befestigt hatte, fühlte ich mich wunderbar gekräftigt. Senden Sie mir umgehend noch zwei Duzend der schwarz-weiß-roten Kompressen unter Nachnahme. Ich hoffe bestimmt, nach dem Gebrauch wieder im Vollbesitz des monarchischen Gefühls zu sein und werde ich nicht verfehlen, alle meine Bekannten auf Ihr werthes Institut aufmerksam zu machen. In ewiger Dankbarkeit, Ihr P o s a, Minister in Berlin.

II.

An das „Hurra-Heil-Institut für kranke Wähler“. Hierdurch bestätige ich Ihnen dankend, daß mir die Ahlwardt-Billen vorzüglich geholfen haben. Ich zahle keinen Pfennig mehr für die socialdemokratischen Heger und Agitatoren und bin bereit, alle meine Ersparnisse zu meiner Kur zu verwenden. Schon jetzt bin ich auf den Standpunkt Eugen Richters angelangt, ich hoffe es aber noch bis zum Stöder zu bringen. Senden Sie mir umgehend noch drei Schachteln Ahlwardt-Billen und sechs große Flaschen Ritualmord-Tinktur. Ergebenst Müller, Arbeiter und geheilter Socialdemokrat.

III.

Lieber Herr Kardentötter! Seit dreiviertel Jahren arbeitslos, geriet ich allmählich in einen Zustand vollkommener Entkräftung. Niemand konnte mir helfen. Alle gelehrten Ärzte versagten. Da las ich die Schriften Ihres hochgeschätzten Instituts, und seitdem habe ich die Freude meiner Seele und die Gesundheit meines Leibes wiedergefunden. Ich bin Ihnen herzlich dankbar, daß Sie mir zeigten, wie meine Abzehrung die Folge des Umstandes sei, daß ich früher einen Socialdemokraten gewählt habe, der zwar vorher Sattler war, jetzt aber nichts weiter thut, als sich mit Politik zu beschäftigen. Wie soll dieser Mann mir helfen können! Ihrer werthen Aufklärung verdanke ich den Entschluß, daß ich künftig nur einen Arbeiter wählen werde, der zwar wegen seiner täglichen zwölfstündigen Arbeitszeit nicht ins Parlament gehen kann, auch etwas schwachsinzig ist, der dafür aber nicht vergiftet ist von der sogenannten Wissenschaft und keine Politik treibt. Zudem ist Sie noch bitte, mir weitere 12 Flaschen Ihres „Arbeitertrankes“ zu schicken, und mir — da ich noch arbeitslos bin — gütigst Ratenzahlungen gestatten zu wollen, bin ich Ihr dankbarer Hugo Krüger, arbeitsloser Mann aus dem Volke.

IV.

Teurer Herr Kardentötter! Nachdem mein lieber Mann wegen der furchtbaren Zunahme der Lebensmittelpreise leider verhungert war, erkrankte auch ich. Ich zerfiel mit Gott und der Welt und war tief unglücklich und lief sogar in Versammlungen, in denen die roten Heger ihr Unwesen trieben. Sie haben mir durch Ihr wirklich wunderthätiges Trimbomwasser Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit wieder gegeben. Ich weiß jetzt, daß ich in zehn Jahren eine Wittwenpension von 50 M. jährlich zu erwarten habe und bis dahin will ich nun im Interesse der zu schließenden Landwirtschaft geduldig die erhöhten Lebenspreise tragen. Ich habe Sie meiner zahlreichen, in gleicher Lage befindlichen Bekanntschaft sehr empfohlen. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank entgegen und senden Sie mir noch einige Schachteln von den blutreinigenden und abführenden Diät-Zoll-Kapseln. Frau Schmidt, Wittve im Erzgebirge.

V.

Herr Kardentötter Hochwohlgeboren. Bitte mir noch drei Büchlein Santt-Eugenius-Sparsalbe zu schicken, die besten Erfolg hat. Als Eisenbahn-Streckenarbeiter mit 60 M. monatlichem Einkommen und zehn Kindern las ich bisher den „Bedruf“, wodurch ich in einen ständigen Erregungszustand geriet und mir keiner Rat und Hilfe erteilen konnte. Ihre Santt-Eugenius-Sparsalbe hat mir mit einem Schlage geholfen, und ich erübrige jetzt monatlich 20 M. und hoffe es noch bis zum allgemeinen Grenzzeichen zu bringen. Ich habe auch bereits 30 Pfund abgenommen und werde sicherlich bald keinen Raum mehr für Erregungszustände haben. Sie haben mich gerettet. Mit Gruß Buseltapp, königlich preussischer Streckenarbeiter, Ezabonment des „Bedruf“.

VI.

Hochverehrter Herr Kardentötter! Ich war zwanzig Jahre Feuerarbeiter bei Krupp und zahlendes Mitglied der Pensionstasse. Dann wurde ich plötzlich entlassen, weil ich von einem Berliner Verwandten eine Wurst, die in eine alte „Vorwärts“-Nummer eingewickelt war, geschenkt erhalten hatte. Ich bekam keinen Pfennig von den zwanzig Jahre lang eingezahlten Pensionsgeldern und litt seitdem an fürchterlichen Wutanfällen und wurde Socialdemokrat. Alle Versuche, wieder gesund zu werden, schlugen fehl. In solcher Not gebrauchte ich Ihre Paasche'sche Gebetsheilkur. Schon nach acht Tagen bekam ich wieder Empfindungsvermögen für die christlichen

Wohlfahrtseinrichtungen. Und gestern konnte ich bereits ohne Stütze die Kirche besuchen. Indem ich Sie um die Zusendung von weiteren fünf Pfund Paarsche-Puder ersuche, bin ich Ihr dankbarer Jettig Fromme, Krupp-Pensionär ohne Pension.

VII.

Schwärden Herrn Rardenlöcher. Bin ein kleiner Bauer mit einem Morgen Land. Weil das Brot und die Gerste immer teurer wurde, erkrankte ich und zog mir schließlich socialdemokratische Blutvergiftung zu. Ihre Aufklärungsschriften über die Notwendigkeit des 7/8 Mark-Zolles haben mich jedoch wieder gekräftigt. Schicken Sie mir bitte noch einen Centner Bundespredigten. Ich werde Ihr Institut in meinem Dorfe lebhaft empfehlen. Jedoch muß die Zoll-dosis noch verstärkt werden, damit wir das Brot und die Gerste noch billiger kaufen können. Hans Michel, Kleinbauer. —

Joe.

Kleines feuilleton.

„Spiehkreden“. Ein Leser schreibt dem „Vogtländischen Anzeiger“ über den vogtländischen Gebrauch des sogenannten Spiehkreden: Aus meiner Kinderzeit, die ich in einer mittleren Stadt des Vogtlandes verlebte, entsinne ich mich folgenden Brauches: Wurde in einer uns bekannten Familie ein Schwein geschlachtet, so redeten wir Kinder einen Spiech. Dieses „Spiehkreden“ bestand darin, daß wir gegen Abend in das Haus, wo Schlachtfest war, heimlich ein Gefäß stellten, in dem ein Zettel, wenn möglich mit einem Gedicht darauf, lag. Dann machten wir uns schlau wie aus dem Stande, um nicht bemerkt zu werden. Die Verse, die wir vorbrachten, ließen wohl an Form und Versmaß, weniger aber an Deutlichkeit betreffs unsres Begehrens zu wünschen übrig. Ein solcher Reim ist mir noch im Gedächtnis. Er lautete ungefähr folgendermaßen:

Wie reden heut 'en Spiech;
Einer Wurst sind wir gewiß,
Und will uns wohl das Mäul,
Seht's auch vom Fleisch ein Stück.
Das Sauerkraut kömmt auch gar fein;
Trum muß es stets beim Schlachtfest sein,
Gebadene Alöh' und Meerrettig, —
Nein, etwas Bess'res giebt es nich',
Rinnu schönen Dank im voraus noch
Und dazu Euch ein „donnernd Hoch“.

So standen manchmal eine ganze Anzahl solcher Gefäße im Hausflur der betreffenden Familie und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Nach ungefähr einer Stunde stellten wir uns wieder ein, um möglichst unbemerkt unsern Krug zu holen. Kamen die Töpfe den Leuten bekannt vor, so war zumeist mit dem Hineinhan nicht geachtet worden, wenn auch nicht gerade alle Wünsche, die auf dem Zettel genannt waren, erfüllt wurden. Glücklich strahlend zogen wir Kinder dann, in der einen Hand die Wurst, in der andern den Krug, enthaltend Wurstsuppe oder auch etwas Fleisch, Kraut und Alöh, ab. Doch waren wir nach Hinderart auch zufrieden, wenn es nur Wurstsuppe fehte. Freilich ging's auch nicht ohne Enttäuschungen ab; so befand sich z. B. das eine Mal statt der erhofften Genüsse Alöh mit Wasser vermischt und als Wurst ein Stück Holz im Krug, oder die Gefäße waren leer gelassen worden. — Im benachbarten Egertland besteht dieser Gebrauch noch heute. Am Abend vor jeder Bauernhochzeit wird der „Spiech geredet“. An eine dünne Stange wird ein Topf gebunden und beim Fenster hineingehalten. Der „Reder“ drückt sich in den Schaiten, um Barkeilichkeit beim Aussteilen zu verhindern. Kinder und Erwachsene „reden“. Das „Reden“ gilt durchaus nicht für Bettelei. Im Gegenteil, der Brautvater freut sich, wenn recht viele „Spiehkreden“ gekommen sind. —

— Die Heirats-Annonce in England. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: In einer „Geschichte der Annoncen“ von Henry Sampson (Chatto u. Windus, London, 1874) findet sich ein ganzes Kapitel über Heirats-Annoncen und Heirats-Bureau's. Diese etwa 30 Seiten umfassende Darstellung enthält viel interessantes Material. Die ältesten Heirats-Annoncen, die darin angeführt werden, stammen aus einer Zeitschrift: „Collection for Improvement of Husbandry and Trade“, herausgegeben von Houghton. Unter dem Datum 19. Juli 1695 erschien darin folgende Annonce:

„Ich habe es unternommen, Dinge jeder Art zu annoncieren, die nicht ehrenrührig sind, und was folgt ist dementsprechend und wird mir gut bezahlt.“

Ein Gentleman, ungefähr 30 Jahre alt, angeblich in guter Stellung, wäre geneigt, sich mit irgendwelcher jungen Dame zu verbinden, die ein Vermögen von etwa £str. 3000 besitzt und wird dieselbe zu ihrer Zufriedenheit sicherstellen.

Wenn es einleuchtet, daß ich offen handle und kein anderes Interesse habe, als zwei Leute zu einem Vertrage zu verhelfen, und wenn das neuntägige Statten und Gelächter (das gewöhnlich neue Dinge begleitet) vorüber sein wird . . . dann werden möglicherweise solche Annoncen sich als sehr nützlich erweisen.

Ein junger Mann mit gut gehendem Geschäft, 25 Jahre alt, dessen Vater ihm ein Vermögen von £str. 1000 zuwenden wird, würde gerne eine passende Partie eingehen. Er ist zu Hause als Dissenter erzogen und nüchtern. —

Wahrscheinlich hat das Publikum an der Ernsthaftigkeit dieser Annonce gezweifelt, denn einige Wochen darauf fügte der Herausgeber folgendes hinzu:

„Diese Heiratsanträge sind echt und ich verspreche diese und ähnliche mit soviel Discretion und Vorsicht zu betreiben, daß niemand sich mit mehr Vertrauen, selbst an seinen besten Freund wenden könnte, als an mich — welcher Lebensstellung auch immer die betreffende Person angehören mag.“

Selbst diese Erklärung dürfte Houghton bei Einführung seiner neuen Idee wenig geholfen haben, denn kurz darauf erließ er wieder eine neue und längere Erklärung. Dieselbe scheint dann von Erfolg begleitet gewesen zu sein, denn seit der Zeit mehrten sich die Heirats-Annoncen. —

Theater.

Neues Theater. „Der reine Mann“. Schwank in 1 Akten von Felix Dörmann. — Daß einer, der die „Redigen Leute“ geschrieben, so gründlich — ohne Entrüstungsadjektiva kommt man hier nicht gut aus — mocht werden könnte, wie in diesem Schwank, war schwerlich zu vermuten. Es ist eine Residenz-Theater-Posse, der man das höchste Geißt, das in dem tollen Vertwechslungsspiel noch schattigster Herumpult, ausgehoben — die Friivolität dieses Genres, aber verlangweilt, ins Plumpse verzerrt und durch die Vermischung verlogener Sentimentalität vollends unerträglich geworden. Keine einzige Figur, die, auch nur im Schwaunsim gesprochen, einen Funken Lebendigkeit und Humor im Leibe hätte. Der Hauptwitz ist der Titel. Die Vorstellung, daß ein Mann vornehmlichen Verlehrs meide, daß er die Enthaltensamkeit übe, die die herrschende Moral von den jungen Mädchen fordert und, ob nun zu Recht oder Unrecht, in Hunderttausenden von Fällen durchsetzt, scheint Herrn Dörmann ein Gedanke von ganz unwiderstehlicher Komik. So oft eine der Personen „der reine Mann“ sagt, und das geschieht alle Augenblicke, hat ziemlich die gesamte anwesende Hotelgesellschaft in lachendes Gelächters auszubringen. Der Ton, dessen sich die „Redigen Leute“ in dem würdigen Heim der tochterreichen Frau Aloisia befleißigen und der da allerdings auch recht natürlich klingt, wird hier, vergrößert und verfälscht, als Allerweltston ausgespielt. Die Einzigen, die dagegen protestieren, eine alte Hofrätin, die sich um ihren Taugenichts von Sohn aborgt, und Fräulein Lena Brenner gelten in dem übrigen Kreise als nicht ganz zurechnungsfähig. Und sie betreiben die Verächtigung dieses Vorurteils. Beide, nicht nur die Rätin als lousige Alte, sondern auch Lena, das Kind, das abwechselnd veralbert und verhimmelt wird, sind in ihrer Art nicht weniger takt- und schamlos als die andern Herrschaften. Die Veralberung ist hoch, aber die Verhimmelung dieses allklug schmähenden, dumm-aufdringlichen, bornierten Gänsschens nach dem Schema: „Du bist wie eine Blume . . .“ wirkt wonniglich noch abstoßender. Wie sich diese angeschminkte Naivetät zu der des lieben Jungen verhält, der in den „Redigen Leuten“ so rührend-feierlich an Lucius' Unschuld glaubt, so etwa verhalten sich nach ihrem künstlerischen Gesamtwert die beiden Stücke zueinander.

Die Vera-Litteratur, der Sitom pathetisch-verstiegenen jugendlich-jungfräulicher Tagebuchbekenntnisse und Auflagen, der sich vor kurzem so ungemüht und plötzlich über die fünfzigste Welt ergoß, mag Dörmann die unmittelbare Anregung zu dieser Idee gegeben haben. Lena, die in einem feuilleton so kriegerisch nach dem reinen Mann verlangt, zählt auch erst siebzehn Lenze. Aber nicht einmal der schüchternste Versuch, Milieu und Hintergründe der Erscheinung zu erschließen, ist gemacht. Das Fräulein kommt wie vom Himmel herab geschneit. Eine alte Tante, die verrückte Hofrätin, rühmt sich, wenn ich recht verstanden, ihr die Dinge in den Kopf gesetzt zu haben. Das genügt zur Erklärung!

Die Geschichte spielt in einem Alpenhotel. Das Loblied auf „den reinen Mann“ ist in dem Morgenblatt erschienen. Allgemeines Gaudium, sogar die Zimmermädchen laden Fräulein Lena ins Gesicht. Der Doktor meldet einen neuen Gast und die angenehme Gesellschaft beschließt sofort, ihn Fräulein Lena als das gesuchte Reinheitsideal zu präsentieren. Im zweiten Akte wird der Spaß noch annuissvoller. Der betreffende Herr, natürlich Baron, ganz wie der andere zur Crème gehörend, gefällt sich in der Rolle und erklärt dem hoffnungsvollen Sproß der Hofrätin den Weg zum Heile: Haferschleim essen und auf Stühlen schlafen. An der Festtafel, wo er auf lilienbekränztem Sessel Platz nehmen muß, bringt die Hofrätin einen Toast auf den „Meinen“ aus und eine dementsprechende geistvolle Debatte spinnt sich an, bei der Lena mit einer Fülle kindlicher Taktlosigkeiten zu zeigen hat, wie sehr sie in das fleischgewordene Ideal bereits versunken. Darob ist der Baron so gerührt, daß er, um die „Meine“ nicht weiter zu belüügen, vor der ganzen Korona seine Unschuld dementiert, ohne aber bei Lena Glauben zu finden. Für sie bleibt er das Ideal. Im dritten Akte: Spaziergang der beiden und leutscher Kuß; letztes Teie-a-Teie des Barons mit einem früheren Verhältnis gräßlichen Nanges. Zum Schlusse Verlobung. Lena, deren Reinheitschwärmerei, das stimmt wenigstens zu ihrem sonstigen Verhalten, nicht viel mehr als Aushängung eines eifersüchtigen Temperaments war, tauscht ihre Ideale gegen den mit viel Vergangenenheiten behafteten Baron ein. Der edle Hofratssohn, die Hoffnung ungezügelter Bräute, bezieht sich sinnlos an dem Wein, den ihm das verlebte Zimmermädchen einräunt, und in seinem renommierten Freunde James, der in angstschweißender Schüchternheit Lenas liebliche Schwester nicht herzhaft zu armarmen wagte, wird der — wirklich reine Mann entdeckt! Die Gräfin nimmt sich seiner an. Mit dem wohlthuendem Gefühl, daß Fräulein Lenas Ideal so doppelt ad absurdum geführt ist, darf man das Theater verlassen.

Das Spiel war besser, als das Stück verdiente. Freilich die Lena hätte wohl weicher sein sollen, als sie in der Darstellung

Lucie Höflings heraus kam, aber Giampietro als Baron, Lilly Waldegg als Gräfin, Marie Martin-Clümer als Elvie Brenner paßten sich ihren „Aufgaben“ vorzüglich an. Dem Publikum schien, nach dem Gelächter bei den saftigen Stellen und nach dem lauten Beifall, ganz „kannibalisches Wohl“ zu sein. —
—dt.

Anthropologisches.

cc. Ueber die Rassenanatomie der Hand veröffentlichte Professor Kollmann eine längere Arbeit im „Archiv für Anthropologie“. Bekanntlich gilt schon von alters her die schmale, lange Hand als die schöne Hand und sie ist es auch, die von den Künstlern abgebildet wird. Nur einmal wurde die breite, kurze Hand ebenfalls von einem Meister dargestellt, und zwar von Michel-Angelo, der die Natur in allen ihren Bildungen gleich hoch einschätzte. Und es existieren tatsächlich zwei durchgehende Handtypen, denen auch die ganze Formation des dazu gehörenden Körpers entspricht. Die Länge der Hand des Europäers variiert zwischen 222 Millimeter und 176 Millimeter (Mittel 198), und die absolute Breite zwischen 77 und 95 Millimeter (Mittel 85 Millimeter). Nach Meunier haben die Europäer nächst den Arabern von Jemen die längsten und breitesten Hände. Bemerkenswert ist, daß die Länge um 46 Millimeter schwankt, während die Breite nur um 18 Millimeter variiert. In Europa sind von 100 Händen 58 lang und 42 breit. Es wurde angenommen, freilich auch wieder vielfach bestritten, daß die Handlänge im Mittel einen Zehntel des in hundert Teile getheilten Gesamtkörpers betrage. Sicher aber ist, daß Breitgesichter breite Hände, Langgesichter aber lange Hände haben, wenn man rassenreine Individuen vor sich hat. Auch die Form der Nägel ist charakteristisch, die lange Schmalhand hat schmale, gebogene Nägel, die Breithand dagegen kurze, breite, flache. Die Nagelform wird wie die Handform vererbt. Sehr weitgehende Schlüsse können auf diese Analogie hin gezogen werden. Es ist schon konstatiert worden, daß die Skelette der Steinzeit vollkommen mit denjenigen des heutigen Menschen übereinstimmen, aber man kann nun auch auf die Gleichheit der Weichteile schließen. Bei den Pfahlbaukulturen im Neuenburgerischen, bei Corcellettes wurden nämlich eine Menge Köpfe und Schweren entdeckt, die noch deutliche Fingerabdrücke trugen. In diesen Abdrücken kann man nun deutlich erkennen, daß sie vollständig den Abdrücken entsprechen, die eine Hand heute hinterlassen würde. So dürfte man also annehmen, daß der Typus des Menschen in einer Periode, deren Beginn 8000—10 000 Jahre hinter uns liegt, physisch schon vollkommen dem heutigen entspricht, immer mit den zwei Hauptgruppen der Kurzhänder und Langhänder, oder Rundköpfe und Langköpfe. Es wäre demnach anzunehmen, daß die Menschheit einen Dauertypus repräsentiert, bei dem auch durch die Kreuzung der Rassen keine neuen Typen entstanden sind. —

Physiologisches.

ie. Der Phosphor im menschlichen Körper. Der Phosphor gehört zu den wichtigsten Elementen, die im Haushalt des menschlichen Organismus verbraucht werden. Finden sich doch bei einem erwachsenen Menschen nicht weniger als 1400 Gramm Phosphor in den Knochen, dazu 130 Gramm in den Muskeln und 12 Gramm in den Nerven. Ein berühmter Physiologe hat einmal den Satz ausgesprochen: „Ohne Phosphor kann keine Zelle entstehen noch bestehen.“ Wenn die Zufuhr von Phosphor also für uns notwendig ist, so muß andererseits unser Körper selbstverständlich Mittel und Wege haben, einer Uebernahrung mit diesem Stoff vorzubeugen, und das geschieht durch Ausscheidung des überflüssigen Phosphors durch den Harn; geht aber auf diesem Wege zu viel Phosphor verloren, so entsteht eine schwere Krankheit, die vom Arzt als Phosphaturie bezeichnet wird und nicht viel weniger bedenklich ist wie die Zuckerkrankheit oder die entsprechende Ausscheidung von Eiweiß. Eine Erschöpfung des Körpers an Phosphor kann begreiflicherweise auch durch mangelhafte oder durch ungeeignete Ernährung eintreten, ferner auch als Folge eines ausschweifenden Lebenswandels, und die dadurch bedingten Störungen sind gefährlich und waren bisher schwer zu behandeln. Es giebt allerdings genug Phosphor auf der Erde, aber man kann ihn noch schwieriger dem Körper künstlich beibringen als das Eisen. Weder der reine Phosphor noch die Phosphorsäure können als Arznei gebraucht werden, da sie schon in geringer Menge zu einer Vergiftung führen würden. Die Anwendung von weichem Knochenpulver, löslichen oder unlöslichen Phosphorsalzen hat sich ebenso wenig bewährt, weil sie vom Körper nur schwer verarbeitet werden und leicht zu Verdauungsstörungen führen. Es bleibt schließlich nur ein von der organischen Natur selbst bereiteter phosphorhaltiger Stoff übrig, das Lecithin, das eine außerordentliche weite Verbreitung in der lebenden Natur besitzt, hauptsächlich aber aus Eiern, Fischmilch und andren tierischen Stoffen gewonnen wird. Das einfachste wäre es demnach, wenn man einen phosphorarmen Menschen ausschließlich oder wesentlich mit Eiern und Fischmilch ernähren würde, aber auch das wäre mit Rücksicht auf die Verdauung unpraktisch, und man würde im besten Fall eine Krankheit vertreiben und eine andre dafür eintauschen. Neuerdings ist in Paris die Forderung über das reine Lecithin und seine Wirkungen auf einen neuen Standpunkt erhoben worden, auf dessen Bedeutung für die Heilkunde Dr. Sieffert in der „Allgemeinen Medizinischen Centralzeitung“ nach eignen Erfahrungen aufmerksam macht. Zunächst hat sich herausgestellt, daß bei der Einführung von reinem Lecithin in den menschlichen oder tierischen Körper eine überraschend schnelle

Steigerung des Körpergewichts erfolgt, wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob der Stoff durch den Mund eingenommen oder unter die Haut gespritzt wird. Gleichzeitig sind auf chemischem Wege wichtige und vorteilhafte Aenderungen im Stoffwechsel erkennbar. Die Pariser Aerzte haben das Lecithin angewandt bei Schwindsucht, Zuckerkrankheit und bei Knochentuberkulose, ferner auch bei einem Fall von Blutarmit verbunden mit einem Magengeschwür. Die Erfolge sind so überraschend ausgefallen, daß Dr. Sieffert sich auch seinerseits zu Versuchen mit dem neuen Mittel veranlaßt gesehen hat. Seine Prüfungen bezogen sich auf Englische Krankheit, Skrophulose, Nervenschwäche sowie auf Erschöpfungszustände bei jungen wie alten Personen. Auch er erklärt sich mit den Erfolgen äußerst zufrieden. Er verordnete das Lecithin entweder in Pillen oder in Form von Körnern, die in Wasser aufgelöst werden. Die Einspritzung unter die Ader ist dort zu empfehlen, wo eine rasche Erholung besonders wünschenswert erscheint. Das Mittel ist gänzlich gefahrlos und wird wohl namentlich auch zum Zweck der Kräftigung bei Schwindsüchtigen gute Dienste leisten. Im allgemeinen hält es Sieffert auch für ein Ersatz- und Reservemittel für die durch moderne Leberkultur bedingten Kräfteverluste und für einen Schutz gegen alle aus Erschöpfung entstehenden Krankheiten. —

Humoristisches.

— Passende Rolle. Vater: „Was treibt Ihr denn da, Kinder?“
Fritz: „Wir spielen Doktor, Papa! ... Der Ernsterl schreibt grad ein Rezept!“
Vater: „Der Ernsterl?! Das Geschreibsel von dem kann man ja gar nicht lesen!“
Fritz: „Eben d'rum, Papa!“ —
— Entrüstung. Sie: „Denk Dir, Emil, der Redakteur, dem ich vor sechs Wochen meine Gedichte eingeschickt, hat sie noch nicht einmal gelesen!“
Er: „So ein Feigling!“ —
— Ein Hoffnungsstimmer. ... Du hoffst immer noch auf Erhöhung — und hast kein Ständchen von Deiner Angebeteten eine Schüssel Wasser auf den Kopf geschüttet bekommen!?“
„Allerdings — aber warmes!“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Der Giordano Bruno-Bund veranstaltet am 17. Februar, abends 1/9 Uhr, eine Gedenkfeier zum Todestage Giordano Brunos (Handwerkerverein, Sophienstraße 15). Dr. Bruno Wille spricht über „Die Freiheit der geistigen Persönlichkeit“. Eintritt 50 Pf. —
— „Tristan und Isolde“ wird noch in dieser Spielzeit in der Pariser Großen Oper, Kienzl's „Evangelimann“ an der dortigen Komischen Oper, aber erst in der nächsten Saison, in Scene gehen. —
— Das Sichenbleiben von Hyacinthen zu verhüten. Bleiben dem Blumenfreunde Hyacinthenblüten „sitzen“, d. h. geht die Blume auf, ohne daß sich ein Stengel entwickelt, so begieße man den Topf mit Wasser, in dem man etwas Salpeter Salz und Pottasche aufgelöst hat. Sobald die Blume heraus ist, hält man damit auf; denn sie verblüht sonst zu rasch. Bei Blumenzwiebeln, die auf Gläsern stehen, wird etwas von der Mischung dem Wasser direkt zugesetzt, aber nur zwei Eßlöffel per Glas. — („Nerthus“.)
cc. Winddruck auf runde Säulen. Prof. Noormann hat konstatiert, daß sich die Wirkung des Winddruckes bei einer runden Säule nicht über die ganze, dem Winde zugekehrte Seite von 180 Grad Bogenlänge erstreckt, sondern nur über 43 Grad zu beiden Seiten der Mittellinie des Winddruckes. Ueber diesen Winkel hinaus tritt eine Saugwirkung ein, die für Eisenbahn-Brücken verhängnisvoll werden kann, wenn Züge in raschem Tempo darüber hinfahren. —
— Der älteste Klapphornvers. Ein Bierzeiler aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, dessen humoristische Form große Bekanntheit mit den beliebten Klapphornversen hat, findet sich in Stahls „Formmagazin“ (Band VIII, Jahrg. 1760) und lautet:
„Der Jäger und sein Hund,
Die jagten beide und
Sie hatten ihn fast, aber
Der Haas lief in den Haber.“ —

wl. Eine sonderbare Eidesformel gebrauchte dieser Tage bei einer Gerichtsverhandlung in Duisburg ein als Zeuge vernommener Soldat aus Wesel. Er sprach dem Vorsitzenden die Eidesworte nach und änderte dabei: „... daß ich die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen, alles versehen werde.“ Die allgemeine Heiterkeit ließ ihn stutzig werden, dann versicherte er, er wolle „nichts hinzusehen“. — Der folgende Zeuge, ebenfalls ein Soldat, stolperte merkwürdigerweise an der gleichen Stelle; er hatte aber von der Entgehung des Kameraden keine Kenntnis. Er schwor: „nichts zu versehen.“ —